

Eine Preisrede für Willi Keller
[auch eine politische Sicht auf Kunst]
Oder: Treten wir näher. Treten wir zurück.

Natürlich: Willi Keller hat ein grosses eigenes Werk geschaffen, arbeitet weiter daran. Das ist dokumentiert, verbürgt seine Bedeutung. So ist das.

Doch treten wir näher. Lassen wir ein Bild von Willi Keller heranrücken, Punkt für Punkt, Lasur für Lasur, Schattierung für Schattierung, Fläche für Fläche. Dann ist da ein Ausschnitt der Welt – Und der Ausschnitt ist *die* Welt.

Eine Blüte, noch eine, noch eine, noch eine. Eine Welle, dahinter eine zweite, eine nächste, dann die folgende und mit ihr daneben eine und noch eine und noch eine. Eine Mauer und mit ihr eine weitere und wieder eine weitere und so weiter. Endlos. Als wäre, was da ist, bis an den Rand der Welt da. Und der Rand des Bildes eine Begrenzung durch das Bild, das sich sein Teilstück aus einer Unendlichkeit ausschneidet, um sie in eine Bild-Unendlichkeit zu setzen, die eine von Pigmentpunkten ist, die sich wiederholen, Blüten bilden und Wellen und Mauern und Stoffe und Wurzeln und Geflechte... – die sich ausbreiten, weiterwachsen, sich ins Endlose dehnen, die Blume, die Welle, die Mauer, das Geflecht zur Welt machen.











Ich weiss: Die Welt ist nicht so. Nichts dehnt sich hinaus ins Unendliche.

Vor uns liegen keine Ausschnitte einer Ausbreitung des einen bis ins Endlose.

Wir wissen: Gleich querab ist alles anders und neben dem Rapsfeld steht ein Einfamilienhaus mit Rasensprenkler und Jägerzaun, Garage und rot weisser Plastikkette vor der Einfahrt. Und selbst verloren im Meer, der Wüste oder im Gebirge denken wir uns die Welt mit Rettungshelikopter etc. etc.

Das ist nicht zu bestreiten. Treten wir zurück, wird das unmittelbar klar. Und wir wissen natürlich: Auch Willi gleitet mit seinem Kajak aus den Wellen heraus an Land, sieht vor dem Atelier kein endloses Gelb, vielmehr das Haus daneben und da sitzt Jolanda, die Autorin Jolanda Spirig, und schreibt an einem Text, blickt auf ein Foto, auf dem eine Frau ihrerseits hinter dem Ladentisch, etc. etc.

Ja. Ein Bild trägt unendlich viele mit sich. Unser Auge schweift, unser Hirn filtert die Überlappungen aus, alles ist im Fluss. Und die Mitte davon, ist *mein* Erkennen, Fühlen, Ordnen, Weiterschweifen, Bündeln... – was immer.

Und doch. Es ist auch anders. Es ist gerade auch anders.

Treten wir erneut näher.

Schauen wir genau. Bleiben wir vor dem, was wir sehen. Bleiben wir bei dieser Welt vor dem eigenen Blickfeld – der einzigen Welt auf meiner Netzhaut.

Man kann es versuchen. Beim einen Ausschnitt vor uns bleiben.

Schauen. Unentwegt. Oh ja. Da blicken Sie vielleicht auf einen Wintermantel, sehen Faser neben Faser, erblicken die Textur und diese ist einen Moment lang die gesamte sichtbare Welt. Und es lässt sich denken: Dass dies die Welt *ist*.

Verwunderlich?

Oder nur der simple Wechsel von mir zu anderem?

Denn denke ich an mich, so klein ich auch tatsächlich bin, so umfassend bleibe ich: fülle den Raum, in dem ich sitze, die Strasse vor mir, den Himmel über mir und über dem Rheintal, seiner so nicht sichtbaren Grenze zwischen Ländern, seiner Geschichte. Natürlich. Dieses Ich ist die Mitte und am Ende alles.

Der heutige Subjektivismus mit seinem Wahrnehmbarkeitsanspruch behauptet das mit seiner Unzahl an in sich kreisenden Echoräumen geposteter Texte und Bilder wie nie zuvor. Er behauptet es für ein Ich und noch ein Ich und ...

Treten wir zurück. Zurück von diesem Ich und seinem Pochen auf Sichtbarkeit. Sehen wir die Blume, die Welle, die Mauer. Gilt Mitte und Ausdehnung so tatsächlich nur für all diese Ichs? Gilt diese Ausbreitung bis in ein fernes Xanadu und jede denkbare Möglichkeit, Vergangenheit und Zukunft nur für *uns*, uns *allein*, gerade für diese Welt-Katastrophe Mensch, die wir doch *sind*?

Kunst fordert von uns andere Perspektiven. Und sie hält uns so vor Augen, was zu fragen, zu erkennen, zu tun wäre. Willi Keller macht das mit einer einfachen Geste. Er mutet mir zu, dem *Andern* Raum zu lassen. *Viel* Raum.

Denke ich an Willi Kellers Bilder und blicke dann aus dem Fenster des Postautos, das mich von St. Gallen an den Bodensee bringt, dehnt sich das abgeerntete Maisfeld mit seiner Geometrie ebenso wie dieses ansteigende Grün mit seinen leicht erhabenen Flächen, wächst ein Ast-

oder Wurzelwerk weiter... ein Bild, das mich heraushebt aus meiner Alltagsperspektive... eine Welt, die für *sich* ist, gross, weit, immer auch fremd, nicht okkupierbar von diesem subjektivistischen Ich.

Ja. Wir können anders sehen.

Und müssten wir das nicht? Wäre das nicht zu leisten: Offen werden für den Raum dessen, was ich selbst *nicht* bin?

So Werte erkennen – Werte ausserhalb von mir.

Und wäre das nicht gerade heute notwendig?

Ja.

Nehmen wir also dank der Kunst das heute Notwendige wahr, das, worauf Jürgen Habermas¹ in seiner Diagnose gegen das Ich-Geschrei unserer Zeit setzt: Die «stärkere *Öffnung* der nationalen Öffentlichkeiten *füreinander*», und dies dank jenem Perspektivenwechsel, den Daniel Strassberg² wie folgt beschreibt: «Wir können ihn nicht lernen, indem wir Ökobilanzen studieren, sondern er ist eine Frage der Wahrnehmung, der Offenheit, der Werthaltung.»

Gehen wir unter diesem Aspekt auch zu den frühen Bildern von Willi Keller, den Menschen in der Psychiatrie, im Prekären, zu diesen Anderen, Fremden. Treten wir zurück. Nehmen wir Abstand. Sehen wir auf den Raum, den nun diese Welt, die ich *nicht* bin, braucht.

Mit Bildern also vorankommen und die Welt wäre –
wir wären –

Da wir aber –

Nein, da wir, da uns –

da uns Wahrnehmung, Offenheit, Werthaltung möglich sind,
da uns die Kunst den Perspektivenwechsel abverlangt.

Ja. Wir könnten. Und so können wir auch.

Wozu sonst verleihen wir einen Törgga?

Ruth Erat, für Willi Keller, 4. November 2022

¹ Jürgen Habermas, Ein Strukturwandel der Öffentlichkeit und die deliberative Politik, Berlin 2022, S. 38

² «Der Teufelspakt mit dem Nutzen», REPUBLIK, 6.9.22